

**Essen**

© Coverbild: Karl Allgaeuer, 2014, Benutzung unter Lizenz von Shutterstock.com, Composing durch Lisa Schwenk  
Redaktion: Michael Friedrichs

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-95786-004-0

© Wißner-Verlag, Augsburg 2014

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zulässigen Fällen bedarf deshalb der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlags.

Peter Fassl (Hrsg.)

## **Essen**

Literaturpreis des Bezirks Schwaben 2014



## Inhalt

Einführung .....	7
Laudatio auf die 1. Preisträgerin: Simone Hirth .....	10
Jausengebete .....	15
<i>Simone Hirth</i>	
Laudatio auf die 2. Preisträgerin Claudia Haug .....	21
„Was kochst du heute?“ .....	23
<i>Claudia Haug</i>	
Laudatio auf den 3. Preisträger: Albrecht Gralle .....	30
Schokoladenstraße .....	33
<i>Albrecht Gralle</i>	
Laudatio auf die Preisträgerin des Nachwuchspreises Larissa Hieber .....	58
Drei Burger für umme oder als wir einmal an den Atlantik fahren wollten .....	61
<i>Larissa Hieber</i>	
Marmeladengläser .....	68
<i>Olivia Auth</i>	
Küchenmetamorphosen .....	70
<i>Silvia Berger</i>	
Kürbissuppe .....	80
<i>Philipp Brotz</i>	
Streuselkuchendrama .....	119
<i>Elisabeth Döbler</i>	
Der Geschmack des Mondes .....	124
<i>Dagmar Dusil</i>	

Tarantella .....	131
<i>Jochen Kittner</i>	
Das Echo des Hungers .....	144
<i>Cornelia Koepsell</i>	
Das unangemessene Speckhemd .....	160
<i>Michael Lichtwarck-Aschoff</i>	
Augsburger .....	189
<i>Hrvoje Milković</i>	
Der Kirschenfluch .....	203
<i>Silke Parzich</i>	
Im Mäck ist die Welt noch in Ordnung .....	217
<i>Franziska Schaudeck</i>	
Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes .....	236

## Einführung

Der Literaturpreis des Bezirks Schwaben 2014 war für einen unveröffentlichten Prosatext zum Thema „Essen“ ausgeschrieben und setzte damit die Erkundungen der früheren Jahre fort: Krieg und Frieden (2005), Harmonie und Disharmonie (2006), LandLeben (2007), Leben in der Stadt (2008), Unterwegs (2009), In den Bergen (2010), Fluss (2011), Zugewandert (2012), Farben (2013).

Der zehnte Literaturpreis hat mit 103 Einsendungen, davon erfreulicherweise 15 von jungen Autoren, eine gute Resonanz gefunden. Das Thema „Essen“ ermöglicht viele Gestaltungsmöglichkeiten. Im Unterschied zur heutigen Medienlandschaft haben die Autoren aber die freudige, genussreiche Seite des Essens nicht thematisiert. Zu dick, zu dünn, zu viel, zu wenig, zu abgehoben (Gourmetküche), zu extrem ... viel Freude kommt – besonders bei den tödlich endenden Geschichten – nicht gerade auf.

Dass Essen Ausdruck kultureller Tradition ist und ein wichtiges Element regionaler Zugehörigkeit darstellt, begegnet häufig – am häufigsten bei den Spätzle, die gleichsam für Schwaben stehen, obwohl sie, wie man hört, gar nicht allen Schwaben schmecken und erst recht nicht von allen fachgerecht hergestellt werden können. Vielleicht gewichtiger als die realen Dinge der Kochkunst sind die Gerüche, die Speisen der Kindheit, der Not, der Familie, die Erinnerungen wecken, Vergangenheit mit Gegenwart verbinden, Verluste markieren und Orientierung geben.

Und schließlich haben manche Autoren Speisen in ihre Texte eingestreut, um dem Thema gerecht zu werden, und doch ihre ganz „eigene“ Geschichte erzählt.

Die „schwäbische Landeskunde“ wurde von literarischen Küchenmeistern – wie sollte es auch anders sein – in überraschender Weise weitergeschrieben.

Zum Wettbewerb eingeladen waren Autoren, die im schwäbisch-alemannischen Kulturraum leben oder in diesem ihre biographischen Wurzeln haben.

Die Jury setzte sich zusammen aus Frau Prof. Dr. Bettina Banasch, Universität Augsburg, Herrn Oswald Burger, Literarisches Forum Oberschwaben, Dr. Peter Fassl, Bezirksheimatpfleger, Dr. Michael Friedrichs, Wißner-Verlag, Dr. Berndt Herrmann, Redaktionsleiter, Frau Dr. Ulrike Längle, Franz-Michael-Felder-Archiv Bregenz, und Dr. Sebastian Seidel, Sensemble Theater Augsburg. Den Vorsitz hatte Dr. Michael Friedrichs. Die Texte lagen den Juroren anonymisiert vor.

Das Preisgeld beträgt für den ersten Preis 2.000,- € , für den zweiten Preis 1.500,- und für den dritten Preis 1.000,- €. Des Weiteren wurde ein Sonderpreis für einen jungen Autor (bis 25 Jahre) vergeben in Form einer Einladung zum Meisterkurs Literatur beim Schwäbischen Kunstsommer 2015 in der Schwabenakademie Irsee.

Die Teilnehmer kamen überwiegend aus Baden-Württemberg und dem bayerischen Regierungsbezirk Schwaben. Acht Einsendungen erreichten uns aus dem Ausland, fünf davon aus der Schweiz. Neben den Preisträgern wurden für die Anthologie elf Beiträge ausgewählt, welche einen Eindruck von der Vielfalt des Themas zu vermitteln vermögen. Der Bezirk Schwaben will Autoren anregen, ermuntern, fördern, präsentieren und auszeichnen. Besonders freut es uns, dass Larissa Hieber, die bereits 2013 mit dem Preis für einen jungen Autor bzw. eine junge Autorin ausgezeichnet wurde, auch heuer wieder erfolgreich war.

Auch eine Reihe weiterer Autoren ist bereits in den früheren Anthologien vertreten. Das bestätigt nach unserem Eindruck das Qualitätsurteil der Jury, und es freut uns festzustellen, dass die Wahrnehmung des Schwäbischen Literaturpreises mittlerweile breit gestreut ist und eine bemerkenswert große Zahl von Autorinnen und Autoren Jahr um Jahr daran teilnimmt.

Der Dank gilt den Jurymitgliedern für das sorgfältige und genaue Lesen, die sehr intensive Diskussion und die Auswahl der Texte, den Laudatoren für die Würdigungen der Preisträger und insbesondere allen Teilnehmern für ihre Beiträge. Den Preisträgern unser herzlicher Glückwunsch.

Im Oktober 2014

Peter Fassl  
Bezirksheimatpfleger



## Laudatio auf die 1. Preisträgerin: Simone Hirth

„wir wissen beide, dass es mit den Vögeln ein Anderes ist“

Die Lyrikerin und Prosaschriftstellerin Simone Hirth legt mit *Jausngebete* einen Text vor, der unter seiner Überschrift neun knappe Prosastücke versammelt. Sie sind vielfach und vielfältig miteinander verbunden, bewahren durch ihre Überschriften jedoch eine gewisse Eigenständigkeit. Diese geht so weit, dass sich aus der Abfolge der Prosastücke nicht umstandslos ein ‚roter Faden‘ erschließen lässt, der durch die Texte leitet und der es erlauben würde, ihren Inhalt nachzuerzählen. Vielmehr treiben die Texte ein Spiel mit der Sprache und miteinander, ein Spiel, das komische Zufälle hervortreibt und merkwürdige Assoziationen freisetzt.

Das offenkundig nachlässige Verhältnis der Autorin zu Fragen der narrativen Erzeugung einfach erkennbarer Sinnzusammenhänge und nachzuerzählender Inhalte zeigt, wie nah sich Lyrik und Prosa im Werk von Simone Hirth sind. Diese Nähe ist eine beabsichtigte und professionell geschulte. Simone Hirth hat am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig studiert, ihre Arbeiten wurden mehrfach durch Stipendien ausgezeichnet und gewürdigt. In einer Reihe von Zeitschriften und Anthologien hat sie Gedichte und Prosatexte veröffentlicht.

Eine Annäherung an *Jausngebete* kann kaum über Inhalte gelangen, wohl aber über Themenkomplexe und Assoziationsfelder. Beginnen wir mit dem Titel. Eine Jause ist eine Mahlzeit, genauer: eine Zwischenmahlzeit. Die kleine Form der Prosastücke greift das Moment des Dazwischen und des Nicht-Ganz-Vollwertigen oder Ernst-zu-Nehmenden auf. Das Moment des sinnlichen Genießens, das zum Essen gehört, ist in der Sprache aufgehoben. Sie verdichtet, ist jedoch weder karg noch aske-

tisch. Von Bedeutung zu sein scheint auch der Ort, an dem die Jause einzunehmen ist. Er sollte, wie es an einer Stelle heißt, im Freien liegen, „dorfauswärts und bildungsfern“. Unverkennbar ist dem Text eine Vorliebe für diese Ausflüge aufs Land eingeschrieben. Sie bilden den Gegenpol zur Stadt mit ihrer „quiet-schenden Geschäftigkeit“.

Das Ich, das in *Jausgebete* das Wort führt und sich von den Worten führen lässt, liebt diese Ausflüge. Das Wort ist hier wörtlich zu nehmen: Fliegen ist eines der zentralen Themen in *Jausgebete*. Es spielt eine so große Rolle, dass das Ich, das seinen Ort als einen zwischen zwei Gebrauchsanweisungen und zwischen zwei Informationsbroschüren markiert – als einen Ort also zwischen zwei funktional klar definierten Alternativen in einer funktional organisierten Welt –, dass dieses Ich sich dazu entschließt, selbst einen förmlichen Antrag zu stellen. Allerdings handelt es sich dabei um einen recht eigenartigen Antrag. Er ist an den „Herrn Sammlungsleiter der Vogelsammlung“ gerichtet, und beantragt wird eine „lebenslängliche Verbrüderung“. Denn, so schreibt das Ich vertrauensvoll an den ihm unbekanntem Adressaten, „wir wissen beide, dass es mit den Vögeln ein Anderes ist“.

„Ein Anderes“, groß geschrieben, erinnert daran, dass der Titel des Textes aus zwei Wörtern zusammengesetzt ist, das zweite ist „Gebete“. Gebete sind Anreden an ein transzendentes Wesen. Wie wir wissen, werden Vögel dieser Gattung gemeinhin nicht zugerechnet. In *Jausgebete* scheint das anders zu sein; und auch Schachtelhalm und Sauerampfer kommt offenbar ein anderer Status zu als es gewöhnlich bei Gräsern und Pflanzen der Fall zu sein pflegt. Dabei wird die emphatische Hingabe, die das Ich für die Geschöpfe des Himmels und der Erde zum Ausdruck bringt, zumeist noch im selben Atemzug gleich wieder ironisch gebrochen in einer geradezu beamtenhaften, zu-

mindest etwas steifleinernen Sprache. Das gilt für den Antrag, den das Ich auf Verbrüderung beim Sammlungsleiter der Vögelsammlung stellt, ebenso wie für seinen Wunsch nach einem „Jahresabonnement auf Sauerampfer“ oder für den Vorsatz, sich, aller programmatisch erklärten Bildungsferne zum Trotz, doch noch „weiter weiterbilden“ zu wollen, und zwar mit dem vermehrten Verzehr von Nacktschnecken.

Die Szenarien, die in diesem Text entworfen werden, sind nicht transzendental, doch sind sie über-wirklich. Sie stehen in der Tradition des literarischen Surrealismus. Simone Hirths *Jausngebete* erinnern an Texte des russischen Schriftstellers Daniil Charms, oder im deutschen Sprachraum an die kurzen Prosatexte Ilse Aichingers. Sie sind surreal und zugleich sehr real. In ihnen ist die Rede von Zugangsdaten und Zigarettenautomaten, mehrfach auch von einem Schreibwarenladen. Dabei sind die Dinge, die genannt werden, zwar mit der Welt des Ich noch verbunden, doch ist es bereits von ihnen abgerückt. Vor gar nicht allzu langer Zeit, erst in diesem Jahr, ist es aus der alten Welt ausgestiegen. „Heuer baute ich mir eine Leiter aus Leuchtstoffröhren und kletterte aus dem Winter hinaus“, so lautet der erste Satz der *Jausngebete*. Der Einstieg in den Text beschreibt also einen Ausstieg. Er beschreibt zudem, so viel vielleicht zum Transzendenten in den *Jausngebeten*, eine Erleuchtung, allerdings eine recht prosaische aus Leuchtstoffröhren.

Bei diesem Ausstieg verbrennt sich das Ich die Fußsohlen. „Mit meiner verbrannten Hand schreibe ich von der Natur des Feuers“, so lautet ein berühmter Satz von Gustave Flaubert, den Ingeborg Bachmann in ihre Vorlesung über Gedichte aufgenommen und in ein poetologisches Programm übersetzt hat: Schreiben kann nur, wer entzündet ist, wer dazu bereit ist, sich anstecken zu lassen und eigene Erfahrungen zu machen, auch auf die Gefahr hin, dabei Schaden zu nehmen. In diesem Bild

ist zugleich die Vorstellung von der Hitze der dichterischen Inspiration aufgehoben. Sie ist nicht immer eine bequeme, sie kann auch gefährlich und leidvoll sein. Nun verbrennt sich das Ich in Simone Hirths *Jausngebeten* nicht die Hand, sondern die Füße. Sie sind sein Instrument der Welterkundung. Barfuß steigt es aus der Kälte seiner alten Welt hinaus, später möchte es ohne Schuhe fliegen, doch sagt man ihm, das sei nicht erlaubt.

Fliegen und Schreiben gehören in *Jausngebete* zusammen. Aus dieser Verbindung entsteht etwas Neues, von dem sich das Ich wünscht, es möge an die Stelle des Abgestorbenen treten. „Neben das Wort Schreibwaren sollte man das Wort Altlasten schreiben.“ Zur Altlast erklärt wird in *Jausngebete* die SchreibWare, eine den Gesetzen des Marktes gehorchende Welt des Schreibens. Nicht ohne Anstrengungen und Verletzungen hat das Ich diese Welt hinter sich gelassen, um sich fortan an den Vögeln zu orientieren und sich mit unbekanntem Vogelfreunden zu verbünden.

Uns Lesenden unterstellt das Ich den Wunsch, ebenfalls solche barfüßigen Ausflüge machen zu wollen. In Anspielung auf die Lafontainesche Fabel von der Ameise und der Grille lauten die letzten Sätze des Textes: „Jeder möchte sich doch gern eine Grille halten. Denke ich, aber nur so für mich.“ Dieser Text ist kein lautstarker Aufruf zur Revolution. Er ist eine Anrufung von Meisen und Menschen, ein Lockruf, haushälterisch abgesicherte Bestände nicht allzu hoch zu schätzen und die Kunst in ihrer luftigen Schönheit zuzulassen.

Und was ist mit dem roten Faden, den uns der Text an die Hand geben könnte, damit wir mit seiner Hilfe, unter seiner Anleitung den uns unterstellten, insgeheim gehegten Wünschen nachgehen und näher kommen können? Der Text verweist uns auch in dieser Frage wieder einmal auf die Vögel. So

wie sie nicht säen und nicht ernten und sich doch um nichts sorgen müssen, so müssen auch wir nicht um die Erträge unserer Lektüre fürchten. Es ist ganz einfach, wir müssen nur „(Die Fluglinie einer Schwalbe für den roten Faden halten, der alles zusammenhält.)“

Bettina Bannasch

## Laudatio auf die 2. Preisträgerin Claudia Haug

„Klar war mir klar“, mit dieser sehr unmittelbaren, familiären Formulierung leitet Claudia Haug ihre Erzählung ein. Die erzählende Person, wir wissen nicht, ob männlich oder weiblich, wirft einen Blick zurück, erinnert sich. Was habe ich als Kind gewusst, wie habe ich die Begegnungen mit dem Onkel damals wahrgenommen? Weitgehend bleibt in der Erzählung die kindliche Perspektive erhalten. „Klar war mir klar, dass etwas nicht stimmte mit ihm.“ Was nicht stimmte und wen das betraf, um das zu erfahren, müssen wir eine Weile weiterlesen. Es spielt die weitere Entwicklung mit hinein, wie ging es weiter, wer hat sich wie verhalten, mit einem deutlichen Augenmerk auf der Mutter der erzählenden Person.

Denn es geht in der Hauptsache um deren deutlich älteren Halbbruder Jandl, um den man sich kümmern muss, der nicht allein zurechtkommt. Ein Begriff für das, was mit ihm nicht stimmt, wird nicht benutzt, keine Kategorie wird auf ihn angewendet oder ihm übergestülpt. Vielmehr wird sein Verhalten beschrieben, in genauen, dabei behutsamen, oft fast zärtlichen Worten: was ihm wichtig ist, was seine Gewohnheiten sind, wie er isst, was er sagt. „Was kochst du heute?“ pflegt er beim Frühstück zu fragen. Regelmäßige Mahlzeiten sind ein Raster, das ihm eine gewisse Sicherheit gibt.

Fragwürdig, kritisch überdenkenswert ist dagegen das Verhalten der anderen, vor allem der Familienangehörigen mit ihren durch jahrelange Gewohnheiten geprägten, eingeübten Anlässen zum Ärgern, und wenn es nur das Schuhhausziehen beim Verwandtenbesuch in der Stadt ist. Da braucht es keine weiteren Worte, das Bild steht einem beim Lesen vor Augen. Und dann, später, die Haltung der Mutter, ihr Beharren darauf, sich

dafür zu rechtfertigen, dass sie nach eigener Erkrankung den pflegebedürftigen Bruder nicht mehr selbst versorgen konnte. Nun beruhigt sie ihr schlechtes Gewissen (das sie nach dem, was wir von ihr erfahren, eigentlich wohl nicht zu haben brauchte) durch routinemäßige Vorwürfe an das Personal im Heim. Die Erzählung blickt von der Nachkriegszeit bis in die nähere Vergangenheit; mittlerweile gibt es, wie wir am Ende erfahren, den Onkel Jandl nicht mehr.

Claudia Haug hat in Tübingen Deutsch und Theologie studiert und bisher nichts veröffentlicht, sie arbeitet als Lehrerin für, wie man heute kategorienorientiert sagt, verhaltensauffällige Schüler. Lehrerinnen und Lehrer, die nicht nur die ihnen anvertrauten Jugendlichen zum Schreiben nötigen, sondern ab und an auch sich selber, und die auf diese Weise gute, lesenswerte Texte produzieren, sind auf ihre Art auch verhaltensauffällig. So ist es kein Wunder, dass uns ihr Text positiv aufgefallen ist. Herzlichen Glückwunsch an Claudia Haug!

Michael Friedrichs

## Laudatio auf den 3. Preisträger: Albrecht Gralle

„Gut erzählt“ notierte ich auf dem Text „Schokoladenstraße“, und ich erinnere mich an schöne Einzelheiten der Geschichte. Der Geruch der fünfziger Jahre, die peinlichen Erlebnisse und der Geschmack des Essens meiner eigenen Kindheit wurde in mir evoziert, als ich die Bruchstücke aus der Kindheit des schwäbischen Buben Frank las.

In der Jury wurde spitzfindig darüber gefachsimpelt, ob die Perspektive stimmt, ob ein Siebenjähriger schon über Sprache reflektiert, und darüber, ob die amerikanischen Soldaten 1957 noch Tschocklits verteilten. Als eines der Jurymitglieder, das Mitte der fünfziger Jahre geboren ist, es aus eigener Erinnerung bestätigte, war zumindest dies klar. Ich fand die Zeitstimmung, die Atmosphäre eines evangelischen Haushalts, die familiäre Rollenverteilung gut charakterisiert.

Das aufkommende erotische Interesse des kleinen Frank fand ich nachvollziehbar und erinnerte mich beim Lesen an meine eigenen Gefühle für meine Mutter, mein Interesse an Nacktheit und die Liebe zu den Haaren des Nachbarmädchens – an eine Beziehung zu ihr als ganze Person war noch nicht zu denken.

Wie kommt die Empfindung für die fünfziger Jahre zustande? Zunächst über zeittypische Gegenstände, dann über sinnliche Erfahrungen, schließlich über das Essen, vor allem aber über die Sprache.

Wie wenige Autoren schafft es Albrecht Gralle seine Geschichte temporal und lokal zu verorten: 1957 in einem Stuttgarter Vorort. Natürlich ist es nicht wirklich originell, die kleinbürgerliche schwäbische Rumpffamilie des Helden „Linsen und Spätzle“ oder „Maultaschen“ und die Flüchtlingsfamilie „Königsberger Klopse“ essen zu lassen, eine „seltsame weiße Soße, in der



Hackklöße liegen und verdorbene Erbsen, die die Leute Kapern nennen“, aber es ist stimmig.

Die Sprache lässt leicht das Schwäbische mit tönen, allerdings tappt Albrecht Gralle nicht in die Falle eines nachgemachten Ich-Erzählers und erspart uns eine künstliche Kindlichkeit. Und es gibt gelegentlich einen ganz verblüffenden Sprachwitz, zum Beispiel als Frank beim Wort „Witwe“ darauf kommt, das klinge wie „Brikett“.

Wenn man schließlich erfährt, dass der Autor Albrecht Gralle selbst in Stammheim aufwuchs, passt das alles zusammen: Sein Text ist erfahrungsgesättigt, tief im Schwäbischen verortet, er erinnert an eine Welt, in der das Leben in religiösen Strukturen verankert war, und er ist in guter didaktischer Tradition lehrhaft.

Er ist eigentlich erst ein Prolog, eine Einführung des Lesers in eine Zeit, einen Ort, in die Gerüche, Speisen und Gegenstände einer Familie und einer Stadt, die der Autor früh verlassen hat, er ist die Exposition eines Lebensromans,

Nach dem Theologiestudium war Albrecht Gralle Vikar, unterrichtete an einem College in Sierra Leone, war Gemeindepastor und ist seit 1993 im Hauptberuf Schriftsteller. Seit 1971 lebte er in Hamburg, Bremerhaven, in Sierra Leone und er lebt heute in Northeim, das nicht nur so heißt, sondern auch ziemlich weit im Norden liegt, im südlichen Niedersachsen, weit weg von der schwäbischen „Schokoladenstraße“. Seine Veröffentlichungsliste ist mit 35 Büchern ansehnlich, das sind Pfarrerromane, historische Romane (die im mittelalterlichen Köln spielen), Krimis, Liebesgeschichten, etliche Jugendbücher und viele Kurzgeschichten.

Die Geschichte von Frank ist Teil eines Romanprojekts, an dem Albrecht Gralle gerade arbeitet, das die Geschichte seiner Eltern im Dritten Reich zwischen kirchlicher Bindung und An-

passung an ein unmenschliches Regime und die Nachkriegszeit in Stuttgart zum Thema hat. Es trägt den schönen Titel „Mit blauen Augen“ wegen der blauen Augen seiner Mutter, aber auch wegen ihrer Blauäugigkeit.

Ich wünsche Albrecht Gralle für diese Arbeit alles Gute, bedanke mich für den Einblick, den er uns mit dem Text „Schokoladenstraße“ in dieses Vorhaben gibt, gratuliere ihm zum fünf- undsechzigsten Geburtstag vorgestern und dem Auslandschwaben zum Schwäbischen Literaturpreis.

Oswald Burger